



GERLINDE
FRIEWALD

DAS
SCHICKSAL
DER
MEDICA

Inhalt

Cover

Über das Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Prolog

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

Epilog

Der Ring
Anmerkung der Autorin
Personen
Glossar

Über dieses Buch

Eine junge Ärztin und der Sohn eines römischen Senators entdecken eine Verschwörung, die ganz Rom ins Chaos zu stürzen droht!

Rom, 63 v. Chr.: Delia, gerade erst aus Alexandria in Rom angekommen, ist überglücklich, nach zwei Jahren Trennung wieder bei ihrem geliebten Marcus Aponius zu sein. Doch die Wiedersehensfreude wird schnell getrübt, als die beiden durch Zufall die Leichen dutzender Sklaven entdecken. Ihre Nachforschungen ziehen schnell immer größere Kreise, und schon bald geht es nicht mehr nur um die Toten, sondern darum, eine Verschwörung zu verhindern und damit ganz Rom zu retten.

Und dann gibt es da auch noch einen gewissen Gaius Julius Caesar, der überaus großes Interesse an Delia zeigt ... Wird es der jungen Ärztin gelingen, den Ränkespielen der römischen Herrscherfamilien zu entkommen? Und kann sie ihre Liebe zu Marcus retten, auch wenn sie als nicht standesgemäß gilt?

Über die Autorin

Das Schreiben begleitet Gerlinde Friewald seit ihrer Kindheit und hat sie auch in ihrer langjährigen Tätigkeit in der Werbung nicht losgelassen. Inzwischen schreibt sie vor allem Romane und Literatur für Kinder. Das Ergebnis ihres großen Interesses an der Antike und der Medizin ist die scharfsinnige und sympathische Ärztin Delia, die im antiken Rom ihre Begeisterung für das Aufdecken von Verbrechen entdeckt. Gerlinde Friewald lebt mit ihrer Familie in Mödling, Österreich.

Gerlinde Friewald

Das Schicksal der Medica



beHEARTBEAT

Originalausgabe

»be« – Das eBook-Imprint von Bastei Entertainment

Copyright © 2018 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Dorothee Cabras

Lektorat/Projektmanagement: Rebecca Schaarschmidt

Covergestaltung: Kirstin Osenau unter Verwendung von Motiven ©

shutterstock: SJ Travel Photo and Video | Piccia Neri | JPF | Vorotylin Roman |

LianeM | Manuel M Almeida | Cris Foto | © istockphoto: DianaHirsch

Innenillustration © shutterstock: torpong soontrakorn

eBook-Produktion: Dörlemann Satz, Lemförde

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

Prolog



Ich bin Delia, Ärztin und Wissenschaftlerin, Tochter des Arztes Adelphos, dem Verfasser der *Enzyklopädie der Heilmittel*. Verdanke ich diesem umfassenden Werk über die Kräuter- und Heilmittelkunde mein Dasein, hätten mich dieselben Schriften beinahe zu Tode gebracht.

Als angesehener Arzt und Lehrer lebte mein Vater auf der florierenden Insel Delos, bis er mitsamt seiner begehrten *Enzyklopädie der Heilmittel* an die berühmteste aller Bildungsstätten, das Museion von Alexandria, berufen wurde.

Gerade hatte sich meine Familie in ihrer neuen Heimat eingelebt, als eine schreckliche Nachricht Alexandria erreichte. Im Verlauf des Mithridatischen Krieges war der Feldherr Menophanes über Delos hergefallen. Er kannte keine Gnade, tötete oder versklavte die schutzlosen Einwohner, plünderte und zerstörte selbst das große Heiligtum Apollons.

Knapp ein Jahr nach dem Untergang Delos' kam ich zur Welt. In Erinnerung an die alte Heimat erhielt ich den Namen Delia.

Adelphos der Jüngere und Demetrios, meine Brüder, hatten sich der Strenge unseres Vaters entzogen. Meine Schwestern Althaia und Melania waren verheiratet. In mir sah mein Vater seine einzige Hoffnung, sein Wissen weiterzugeben. Umso kompromissloser und vehementer verfolgte er meine Ausbildung.

Meine Kindheit und Jugend verbrachte ich damit, von ihm zu lernen. Es folgten Jahre der Festigung meines Berufs und der Weiterbildung. Als mein Vater verstarb, übernahm ich dank des ägyptischen Herrschers Ptolemaios XII. seinen wertvollen Platz am Museion. Die mir zustehende Anerkennung musste ich mir als Frau doppelt hart erkämpfen.

Heute ist mein Körper alt, doch mein Geist ist rege und voller Tatendrang. Wollte ich über meine Forschungen, Erkenntnisse und die Arbeit am Museion schreiben, müsste ich früh einsetzen und erhielte am Ende ein Fachwerk über die Frauenheilkunde, mein erwähltes Fachgebiet.

Mein Ziel jedoch liegt weit von einer medizinischen Niederschrift entfernt. Ich möchte meine Geschichte erzählen, die Erinnerungen aufflammen lassen, noch einmal alles fühlen und durchleben. Meiner Natur entsprechend habe ich stets versucht, den gesamten Ablauf zu erfassen und die Elemente wie in einem großen Mosaik zu vereinen. Nicht immer war ich zugegen, doch halfen mir detaillierte Berichte und Informationen dabei, die Bausteine zu sammeln.

Im Jahr 689¹ nach dem heute allseits gebräuchlichen römischen Kalender sollte sich mein in geraden Bahnen verlaufendes Leben gravierend ändern. Knapp entging ich einem Mordanschlag, lüftete das Familienmysterium der *Enzyklopädie der Heilmittel* und entdeckte meine Leidenschaft für das Aufdecken von Geheimnissen jenseits der Medizin.

Und ich verliebte mich, in den römischen Arzt Marcus Aponius Saturninus.

Nach den schrecklichen Ereignissen in Alexandria vergingen zwei Jahre, bis ich ihn wiedersah. Förmlich rieche ich noch die salzige Luft, als ich an der Reling des Schiffes stand und auf das Ufer blickte, erfüllt von Erwartung und Furcht, was mich in Rom erwarten würde.

- 1 Das Jahr 689 nach dem römischen Kalender entspricht unserem Jahr 65 vor Christus.

1. Kapitel

Rom

63 vor Christus



Die Nacht war bereits über die Stadt hereingebrochen. Außer Betrunkenen, Liebhabern, die sich von heimlichen Begegnungen fortstahlen, und Kriminellen war kaum noch eine Menschenseele auf den Straßen Roms anzutreffen.

Mit dem bangen Gefühl des aufrechten Bürgers, der jeden Augenblick von einem Dieb aus dem Hinterhalt überfallen werden konnte, eilte Publius durch die schmalen Gassen. Immer wieder verharrte er, drückte sich an eine Hausmauer und hielt den Atem an. Niemand folgte ihm, niemand lauerte ihm auf.

Worüber er mit Lucius Sergius Catilina sprechen musste, hätte zweifellos bis morgen früh Zeit gehabt, doch gefiel es seinem Patron ganz offensichtlich, ihn den Gefahren des nächtlichen Roms auszusetzen. Aber was konnte er schon dagegen tun? Catilinas Sinn für Geheimnisse und Verschwörungen war stark ausgeprägt. Ein Treffen zu solch unüblicher Stunde passte genau zu ihm.

Als er endlich vor der Tür des ansehnlichen Stadthauses stand, wischte er sich erleichtert über die schweißnasse Stirn und klopfte dreimal. Auf der Stelle öffnete sich das Tor, und eilig schlüpfte er hindurch. »Bring mich zu deinem

Herrn!«, herrschte er den Sklaven an, der ihn eingelassen hatte, und versetzte ihm einen Schlag gegen die Brust. Die Machtdemonstration tat ihm gut und vertrieb das lähmende Angstempfinden.

Während er hinter dem Sklaven herging, streckte er die Wirbelsäule durch und schob die Schultern zurück. Catilina schätzte die römische Würde. Wegen einer ehrlosen Haltung seinen Unmut heraufzubeschwören wäre mehr als unklug und könnte üble Folgen nach sich ziehen. Catilina war auch ein jähzorniger Mann.

Vor dem Raum verbeugte der Sklave sich und verschwand eilig. Ohne Frage wollte er sich einen weiteren Hieb ersparen.

Einen Augenblick lang blieb Publius am Eingang stehen und erfasste die Lage.

Catilina saß breitbeinig auf einem Stuhl; seine Tunika hatte er bis zum Bauch hochgeschoben. Zwischen seinen Beinen knieten zwei nackte junge Frauen und bedienten seine hoch aufgerichtete Männlichkeit. In der einen Hand hielt er einen Becher, mit der anderen umfasste er den Haarschopf eines Mädchens und lenkte ihren Kopf.

Publius musste sich mehrmals laut räuspern, um Catilinas Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Catilina hob den Kopf, löste seine Finger aus den Haaren der Frau und winkte ihn mit einer gönnerhaften Geste heran. »Setz dich!«

Einer plötzlichen Eingebung folgend, hätte Publius am liebsten kehrtgemacht und das Haus fluchtartig verlassen – Roms finstere Gassen erschienen ihm mit einem Mal weniger gefährlich als sein Patron –, doch entgegen seinem Instinkt setzte er sich in Bewegung und nahm vor Catilina auf einem Hocker Platz. Erst jetzt sah er die beiden Männer, die im Hintergrund standen und ihn gleichmütig

beobachteten. »Gaius Cornelius, Quintus Curius, schön, euch zu sehen«, begrüßte er sie.

Die Angesprochenen nickten ihm zu.

»Nun, Publius, erstatte mir Bericht«, forderte Catilina ihn auf.

Publius atmete tief durch. »Die Letzten sind heute gestorben. Meine Männer haben bei Einbruch der Nacht begonnen, die Leichen an der üblichen Stelle zu entsorgen. Es wird zu keinen Komplikationen kommen.«

»Wie dir solch ein Fehlgriff passieren konnte, ist mir nach wie vor ein Rätsel«, schnaubte Catilina und schüttelte energisch den Kopf.

Durch die abrupte Bewegung kam eine der beiden Frauen ins Wanken. Um nicht zu stürzen, vergrub sie die Finger unwillkürlich in Catilinas Oberschenkel. Ihre Nägel hinterließen rote Striemen.

Mit einem Aufschrei stieß Catilina sie mit dem Fuß weg. »Verdammtes Dreckswieb! Soll ich dich in den Tiber werfen lassen?«

Sofort kauerte sie sich auf dem Boden zusammen und begann zu wimmern.

Catilina hob den Arm und schnippte mit dem Finger. »Quintus Curius! Komm her und zeig dem Biest, was es verdient hat.«

Der Angesprochene antwortete abwehrend: »Ich habe gerade keinen Bedarf.«

»Ich mach das!« Gaius Cornelius löste sich von seinem Platz und ging auf die Sklavin zu. Er ergriff ihren Arm und zog sie hoch, dabei fasste er ihre Brust an. »Groß und fest. Was für ein Prachtstück! Danke, mein Freund.« Mit einem kehligen Lachen zerrte er sie in eine nicht einsehbare Nische im hinteren Bereich des Raumes.

Einen Augenblick später waren ihre verhaltenen Klagelaute zu hören.

Catilina wandte sich wieder Publius zu. »Also, wie konnte dir dieser verheerende Fehler unterlaufen?«

Publius hob resignierend die Hände. »Ich habe dir schon mehrmals gesagt, wie sehr ich es bedaure. Aber du hast übereilt Material gebraucht. Meine Männer mussten unverzüglich handeln. Du weißt nicht, wie schwer es ist, ein Dorf oder einen ganzen Stamm zu verschleppen. Ich hatte nicht die notwendige Zeit zur Verfügung, um mich eingehend mit der Ware zu beschäftigen. In dieser Größenordnung benötige ich für die Auswahl geeigneter Sklaven oft Monate.«

»Auch ich habe dir mehrmals etwas gesagt! Du hast schlechte Arbeit geleistet. Zeitdruck hin oder her. Bist du nun der beste Sklavenhändler der Stadt oder einfach nur irgendein namenloser Lieferant, der sich im Verkauf von billigen Sklaven versucht?«, entgegnete Catilina mit gefährlich leiser Stimme. Auf seiner Stirn erschien eine steile Falte.

Publius fuhr auf. »Du kennst die ausgezeichnete Qualität meiner Ware und hast immer davon profitiert. Solche Vorwürfe muss ich mir nicht gefallen lassen, von niemandem, nicht einmal von dir. Und wenn ...« Er unterbrach seinen Satz und fuhr sich mit der flachen Hand über die Augen. Das mittlerweile verzweifelte Geschrei der Sklavin im Hintergrund irritierte ihn.

»Ausgezeichnete Qualität, sagst du? Wer, frage ich dich, hat diese dem Tode geweihten Gestalten angeschleppt? Du!« Offenbar ebenfalls gestört, drehte Catilina den Kopf und brüllte: »Gaius Cornelius! Die Kleine war teuer. Wenn du sie umbringst, bezahlst du mir ihren vollen Preis. Es reicht! Komm zurück.«

Gaius erschien schleunigst und gesellte sich wieder zu Quintus Curius.

Publius sah die roten Flecken auf Gaius' Gewand. Unwillkürlich schnürte ihm der Anblick die Kehle zu. Diese Männer waren zu allem fähig. Er musste den Weg nach vorn wagen. So entschieden, wie seine Furcht es zuließ, klopfte er mit dem Zeigefinger auf den kleinen Abstelltisch, der neben seinem Hocker stand. »Ich habe sie nicht ›angeschleppt‹, wie du es nennst. Alles schien einwandfrei, und das weißt du selbst ganz genau.«

»Willst du jetzt mir die Schuld geben?«, fauchte Catilina, beugte sich jäh vor und starrte Publius wütend an.

Die zweite, noch immer zwischen Catilinas Beinen kniende Sklavin agierte geschickter. Früh genug löste sie die Lippen von seinem Penis und kehrte erst zu ihrer Tätigkeit zurück, als er sich wieder zurücklehnte.

»Aber nein, so habe ich es doch nicht gemeint«, versuchte Publius, seinen Patron zu beruhigen. Er war zu weit gegangen, das spürte er deutlich. »Ich würde alles für dich und die Sache tun. Das weißt du doch, oder? Du weißt es genau!«

Catilinas Stirn glättete sich, er versuchte sogar ein schwaches Lächeln. »Schon gut, Publius Aiacius, beruhige dich wieder. Du hast mir tatsächlich immer gute Dienste erwiesen. Das werde ich dir nie vergessen.« Er hob die linke Hand und machte mit dem Zeigefinger eine kaum merkliche Bewegung.

Gaius Cornelius trat vor, schlenderte durch den Raum und blieb wie zufällig schräg hinter dem Sklavenhändler stehen.

Publius hatte Catilinas Wink zwar registriert, beschäftigte sich aber so intensiv mit einer passenden Gegenbemerkung und der Frage, wie er sich aus seiner

misslichen Lage retten konnte, dass er dem Zeichen keine Wichtigkeit beimaß. Er wollte eben antworten, als er im Augenwinkel etwas aufblitzen sah.

Gaius Cornelius sprang auf ihn zu, vollführte eine Halbdrehung und riss Publius' Kopf an den Haaren zurück. Zeitgleich hob er den Arm. Publius wusste nicht, wie ihm geschah, doch ein plötzlicher, unvorstellbarer Schmerz durchdrang ihn. Er meinte, sein Brustkorb müsste explodieren. Fassungslos blickte er an sich hinab. Ein Pugio steckte bis zum Anschlag in der linken Seite seiner Brust; Gaius Cornelius hielt den Griff des Dolches fest umklammert. Rund um die Klinge verfärbte sich der Stoff seines Gewandes rot.

Und als sich das Rot auf seiner Toga ausbreitete, sackte er zusammen, und sein Geist fiel in die Dunkelheit.

Einen Augenblick lang herrschte Stille.

Gaius Cornelius verharrte reglos und fixierte mit fragendem Blick Catilina, der ihn allerdings nicht beachtete, sondern Publius fasziniert anstarrte. Ohne seine Augen von dem Sterbenden zu nehmen, ergriff Catilina mit beiden Händen den Kopf der Sklavin und presste ihn auf sich. Er hielt sie fest und ignorierte ihre Würgegeräusche, bis er sich mit einem erstickten Stöhnen in ihren Mund ergoss.

Einen Atemzug darauf drang ein unmenschlicher Laut über Publius' Lippen, und er kippte vornüber. Mit einem Poltern landete sein massiger Körper auf dem Boden.

Gerade noch rechtzeitig zog Gaius Cornelius die blutige Klinge aus Publius' Brust. Er kniete nieder und wischte sie kurzerhand am Saum der Toga des Toten ab. Dabei fiel sein Blick auf Publius' linke Hand, die seltsam verdreht unter seinem Körper hervorlugte. Auf dem Mittelfinger steckte ein massiver Goldring. Kleine, fein gearbeitete Weinblätter,

eingefasst von zwei breiten Stegen, schmiegt sich um den wulstigen Finger und mündeten in einer ovalen, glatt polierten Fläche, auf der die Initialen *PA* eingraviert waren. In die breiten Einkerbungen der beiden Buchstaben waren Smaragde eingelegt, die von Saphiren umrandet waren.

»Was machen wir mit dem Ring?«, fragte er Catilina und zeigte auf das Schmuckstück.

Catilina, der sich einstweilen beruhigt hatte, antwortete prompt: »Vergiss den Ring. Willst du irgendwann einmal in die Verlegenheit geraten, dass jemand an deiner Hand den Ring dieses Sklavenhändlers erkennt? Oder dass ein windiger Kaufmann, dem du ihn andrehen willst, seine schmierigen Finger aus demselben Grund auf dich richtet? Mach dir um Geld keine Sorgen. Wenn es erst so weit ist, wirst du ein feudales Leben führen.«

Gaius Cornelius verbarg seinen Ärger hinter einer verlegenen Grimasse. Die Maßregelung gefiel ihm nicht. Immerhin hatte er gerade für Catilina gemordet. Er war nicht dumm. Weder würde er den Ring tragen noch einem niedergelassenen Händler verkaufen. »Und was soll mit ihm geschehen?« Mit der Fußspitze stieß er Publius' leblosen Körper an.

Catilina verzog den Mund. »Er darf auf keinen Fall gefunden werden. Wir sollten ihn weit genug aus der Stadt schaffen und in den Tiber werfen. Mit etwas Glück treibt ihn die Strömung hinaus auf das Meer.« Sichtlich zufrieden klopfte er sich auf die Oberschenkel. »Ja, genau so werden wir es machen. Zudem müssen wir uns gleich morgen um sein Haus und seine Sklaven kümmern. Dabei finden wir sicherlich einige wertvolle Stücke für dich, die nicht mit Publius in Verbindung gebracht werden können.«

Schlagartig hellte Gaius Cornelius' Miene sich auf. Die Aussicht auf Kostbarkeiten versöhnte ihn.

»Wie erklären wir Publius' Verschwinden?«, fragte Quintus Curius. Nach wie vor stand er auf seinem Platz im Hintergrund.

»Wir lassen bekannt werden, dass er auf Reisen gegangen ist. Wie er selbst gesagt hat, kann die Suche nach besonderen Sklaven mehrere Monate in Anspruch nehmen. In einem Jahr denkt kein Mensch mehr an ihn«, erwiderte Catilina.

Quintus Curius nickte. Sein Blick streifte den toten Sklavenhändler, darauf Catilina und Gaius Cornelius. Sichtlich angewidert wandte er sich ab.

2. Kapitel



Ich stand etwas abseits der anderen Passagiere und beobachtete die vorbeiziehende Landschaft. Als das Schiff sich der Küste Italias genähert hatte, war ich aufgeregt zur Reling geeilt und hatte das Ufer voller Spannung betrachtet. Diese Spannung war längst verflogen. Mittlerweile wünschte ich nur noch, endlich das Schiff verlassen zu können und mein Ziel zu erreichen: Rom, den Arzt Asklepiades, der mich zu gemeinsamen Forschungen hierher eingeladen hatte, und Marcus Aponius, den ich in Alexandria kennen- und lieben gelernt hatte.

Beim Gedanken an Marcus spürte ich ein sehnsüchtiges, doch auch unsicheres Gefühl in mir aufsteigen. Immerhin hatten wir uns seit seinem Weggang aus Alexandria vor zwei Jahren nicht mehr gesehen. Nichtsdestoweniger meinte ich, noch immer seine Hände auf meinen Brüsten, seine weichen Lippen auf meiner Haut zu fühlen. Die Erinnerung an ihn und die Leidenschaft, die mich in seinen Armen überflutet hatte, war so lebendig, als ich jetzt die raue Salzlucht einatmete. Ein Schauer durchlief meinen Körper.

Allein sein Gesicht im Gesamten konnte ich mir nicht mehr klar vorstellen. Einzelne Züge trug ich in mir, das unvergleichliche Lächeln, die sanften, bisweilen vor Begehren glühenden Blicke, der entschlossene Ausdruck, doch sein Gesamtbild war verblasst. Es befand sich wie hinter einer Nebelwand verborgen. Was, wenn es ihm mit

mir ähnlich erging? Und wenn nicht nur mein Gesicht, sondern auch seine Gefühle verblasst waren? Es war nicht Marcus gewesen, der diese Reise vorangetrieben hatte. Asklepiades hatte die Einladung ausgesprochen.

Unmerklich schüttelte ich den Kopf. Als ich Marcus von dem geplanten Aufenthalt in Rom geschrieben hatte, war seine Reaktion durch und durch freudig gewesen:

Nie hätte ich zu hoffen gewagt, dich in Rom in meine Arme schließen zu können. Ich liebe dich, Delia.

Was wollte ich mehr? Besagten seine Worte nicht alles? Dennoch, der Zweifel blieb.

»Noch bevor die Sonne untergeht, werden wir den Hafen von Ostia erreicht haben.« Der Kapitän des Schiffes war neben mich getreten und wies mit ausgestrecktem Arm in Richtung des Bugs.

Dankbar für die Unterbrechung meiner beklommenen Gedanken lächelte ich den Mann an. Von seinem Äußeren her ließ er sich keinem bestimmten Volk zuordnen. Im Übrigen wie sein Griechisch, das ein Wirrwarr aus verschiedenen Dialekten darstellte, insgesamt gut verständlich, aber selbst mit großer Anstrengung und guten Sprachkenntnissen nicht zu lokalisieren. Während der gesamten Reise war er stets freundlich zu mir gewesen. Im Gegensatz zu einigen mitreisenden Griechen, die mich von Betreten des Schiffes an misstrauisch und abfällig beäugten. Eine Ärztin und Wissenschaftlerin, selbst als offizielles Mitglied des Museion von Alexandria, passte nicht in ihr Weltbild. Erschwerend kamen mein Alter und mein Aussehen hinzu. Ich war gerade vierundzwanzig Jahre alt und hatte die zierliche, feingliedrige Gestalt meiner Mutter geerbt, ebenso ihre helle Haut und ihr dichtes Haar.

Entgegen ihrem satten Braun war meines von rotblonder Farbe. Ein seltener Ton, der selbst in einer Stadt wie Alexandria auffiel, wo nahezu alle Facetten des menschlichen Erscheinungsbildes auftraten. Als gefeierte Hetäre hätten sie mich ohne Zweifel freundlicher behandelt. »Ich freue mich schon darauf, wieder festen Boden unter den Füßen zu spüren«, antwortete ich und deutete mit dem Kinn auf meine Beine.

»Euch ergeht es auf einem Schiff wie mir auf dem Land. Mein Körper braucht die Bewegung der Wellen, den Wind und die Freiheit«, erwiderte der Kapitän und stieß ein heiseres Lachen aus.

Ich nickte. Seine Äußerung hätte so manchen Philosophen am Museion entzückt.

»Seid Ihr schon einmal in Rom gewesen?«, fragte er.

»Nein, es ist mein erster Besuch.«

Wieder ertönte sein Lachen, und einige Passagiere, die sich in der Nähe aufhielten, sahen neugierig zu uns herüber. Ein Mann, von Beruf Seidenhändler, der sich mir gegenüber ebenfalls immer höflich verhalten hatte, löste sich von seinem Platz und kam auf uns zu.

Der Kapitän antwortete: »Ihr werdet staunen, verehrte Delia. Rom ist ... anders. Ich bin viel herumgekommen und habe keine auch nur annähernd vergleichbare Stadt kennengelernt. Im Übrigen stellt Eure Heimat Alexandria das genaue Gegenteil von Rom dar.«

Der Seidenhändler gesellte sich zu uns. Er hatte die Worte des Kapitäns mitgehört und fügte erklärend hinzu: »Die Unterschiede ergeben sich schon daraus, dass Rom aus einem Bauerndorf entstand. Niemand hat sich ein vernünftiges System überlegt. Die Menschen haben einfach wahllos immer weiter dazu gebaut. Alexandria hingegen entstand auf dem Reißbrett.«

»Rom birgt sämtliche Gegensätze. Von unmäßigem Reichtum und prächtigen Bauten bis hin zu Insulae, heruntergekommenen Mietshäusern, in denen Ihr nicht einmal Euren untreuesten Sklaven leben lassen würdet. Während am Forum alles in Sauberkeit erstrahlt, sammelt sich der Dreck in den schmalen Gassen und macht ein Durchkommen mancherorts kaum möglich.«

Der Seidenhändler nickte dem Kapitän bestätigend zu und führte weiter aus: »Ihr werdet die tugendhafteste Jungfrau kennenlernen, genauso wie das anrühigste Weib des Mittelmeerraumes. Euch werden die machthungrigsten und geistreichsten Männer der Welt begegnen, und die schlimmsten Diebe werden Euch nach dem Leben trachten.«

»Am besten sollte ich das nächste Schiff zurück nach Alexandria nehmen«, erwiderte ich lachend. Meine Unsicherheit wollte ich nicht zeigen.

»Auf keinen Fall! Rom wird Euch gefallen, zumal ich davon ausgehe, dass Ihr Euch vorrangig in vornehmen und nicht in zwielichtigen Kreisen bewegen werdet. Wobei, wenn ich recht überlege, das größte Problem in Rom darin liegt, den Unterschied zu erkennen«, bemerkte der Kapitän und bedeutete einem Matrosen, der herangetreten war, zu warten. »Ich muss mich entschuldigen, die Arbeit ruft.« Mit einer formvollendeten Verbeugung zog er sich zurück.

Wie der Kapitän vorhergesagt hatte, war die Sonne noch nicht untergegangen, als der Hafen von Ostia in Sicht kam. Anlegestege für Boote, lang gestreckte Sklavenunterkünfte und ärmliche Fischerhütten reihten sich entlang der Küste.

Nachdem wir vor Anker gegangen waren, hatten alle Passagiere es eilig, von Bord zu gelangen. Mit einer galanten Bewegung bot der Kapitän mir seinen Arm und

geleitete mich über den Steg. Wie bereits einige Male während der Überfahrt fragte ich mich auch jetzt, wo dieser Mann seine auffallend guten Manieren gelernt hatte.

Als ich endlich wieder festen Boden unter den Füßen spürte, atmete ich erst einmal erleichtert mehrmals tief durch und ordnete mein Gewand.

Ich hatte gerade die letzte Falte zurechtgezupft, als ein Sklave auf mich zusteuerte. In gebührendem Abstand blieb er vor mir stehen, verbeugte sich tief und fragte: »Seid Ihr Delia, Ärztin und Wissenschaftlerin aus Alexandria?«

»Die bin ich«, antwortete ich mit hochgezogenen Brauen. Weder Asklepiades noch Marcus konnten wissen, wann genau mein Schiff den Hafen erreichte. Wer sonst hatte Kenntnis von meiner Ankunft?

Der Sklave deutete auf zwei Sänften. Davor standen einige Personen versammelt. »Mein Herr, Gaius Cartilius Poplicola, erlaubt sich, Euch seine Aufwartung zu machen.«

»Er ist der Duumvir von Ostia«, raunte der Seidenhändler mir zu. Er stand nicht weit entfernt und hatte die Worte des Sklaven offenbar mitgehört.

Ich dankte ihm mit einem Lächeln und folgte dem Sklaven, der auf die kleine Delegation zusteuerte.

Ein Mann löste sich aus der Gruppe. Er trug vornehme Kleidung, die seine eleganten Bewegungen unterstrich. Sein Haar zeigte bereits lichte Stellen, und obwohl er zu dick war, wirkte er dynamisch. Mit melodischer Stimme begrüßte er mich: »Ich freue mich, Euch in Ostia willkommen zu heißen. Da ich bereits so viel von Euch gehört habe, möchte ich es mir nicht nehmen lassen, Euch persönlich vom Hafen abzuholen.« Als Mann, der es gewohnt war, erkannt zu werden, nannte er mir weder seinen Namen noch seine Position.

»Es ist mir eine Ehre, vom Duumvir Ostias persönlich begrüßt zu werden«, entgegnete ich und fügte hinzu: »Ihr habt viel über mich gehört?«

»Das hat er in der Tat. Von mir!« Ein weiterer Mann trat vor. Seine tiefblauen Augen strahlten mich an.

»Marcus!« Meine Stimme verkam zu einem Flüstern.

Statt zu antworten, ergriff er meine Hände, zog mich an sich und küsste mich auf die Wange. »Ich wünsche alle um uns herum in die Unterwelt«, murmelte er nur für mich hörbar.

Ich unterdrückte einen Seufzer. Mein Körper bebte. Die diskrete Berührung genügte, um mich in einen Zustand zu versetzen, der an den Ausbruch eines Vulkans erinnerte. Ich spürte das Zittern seiner Hände, die meine umfasst hielten, sah die pochende Ader an seinem Hals. Es erging ihm wie mir!

Die markant-männlichen Züge seines Gesichts, die ich fest in meiner Erinnerung behalten hatte, formierten sich schlagartig zu dem vollkommenen Gesamtbild, das ich verloren hatte. Für mich hätte selbst der berühmte Bildhauer Praxiteles keine schönere Gestalt schaffen können.

Cartilius Poplicola, der unsere Erregung nicht bemerkte – oder nicht bemerken wollte –, durchbrach den Moment. »Marcus' Familie und meine verbindet seit vielen Jahren eine enge Freundschaft. Er ist bereits seit Tagen zu Gast in meinem Haus und wartet, da er Eure Ankunft unter keinen Umständen verpassen wollte.« Kurz hielt er inne und blickte von mir zu Marcus und wieder zurück. »Wenn ihr nicht auf der Stelle nach Rom weiterreisen müsst, wäre es mir eine Ehre, euch heute Nacht in meinem bescheidenen Heim zu beherbergen.«

»Da ich nicht weiß, wie lange wir nach Rom brauchen, möchte ich die Entscheidung in Marcus' Hände legen«, entgegnete ich unverbindlich. Ich war viel zu verwirrt, um klar denken zu können.

Marcus' Antwort ließ nicht auf sich warten. »Rom ist nicht weit. Doch bricht schon bald die Dämmerung herein, und ich würde dir gern noch eine Nacht zur Last fallen, Gaius Cartilius.«

Cartilius schnaufte und riss in einer theatralischen Geste die Arme in die Höhe. »Die Götter mögen einen vor den Kindern seiner Freunde bewahren! Über Eure Anwesenheit, Delia, freue ich mich natürlich.« Er verbeugte sich vor mir. »Meine Sklaven werden sich um Euer Gepäck kümmern.«

»Meine Sklavin Kassiopeia wacht darüber. Seid so freundlich und weist Eure Männer an, sie mitzunehmen. Ihr Wohlergehen liegt mir am Herzen.«

»Kassiopeia ist hier?«, rief Marcus freudig aus.

Unwillkürlich musste ich schmunzeln. Kassiopeia verstand sich in der Kunst des Massierens. Marcus hatte ihre Fertigkeit in Alexandria kennen- und lieben gelernt. Ihre großen kräftigen Hände vollbrachten wahre Wunder.

Zu dritt bestiegen wir eine Sänfte, und Cartilius Poplicola zeigte mir auf dem Weg zu seinem Haus einige Sehenswürdigkeiten Ostias. Die unbekümmerte Plauderei tat mir gut. Langsam legte sich meine Erregung, wobei Marcus' leidenschaftliche Blicke mich auf andere Art rührten. Sehnsuchtsvoll erwiderte ich sie.

Cartilius bewohnte ein weitläufiges Stadthaus. Ich bewunderte die erlesenen Mosaike und herrlichen Skulpturen, die im Atrium aufgereiht standen. Am meisten begeisterte mich allerdings eine private, direkt an das Anwesen angeschlossene Therme. Nach der langen

Schiffahrt erschien mir dieses Badehaus wie ein Geschenk der Götter.

Cartilius, dem mein Entzücken nicht entging, ließ umgehend alles für mich vorbereiten.

Die Aussicht auf ein ausgiebiges Bad war so verlockend, dass ich nur einen schnellen Blick in mein Zimmer warf und mich dann sogleich in die Therme bringen ließ, im Schlepptau Kassiopeia, die mittlerweile ebenfalls angekommen war.

Auch der Badebereich spiegelte den exquisiten Geschmack unseres Gastgebers wider. Zentrum des Raumes bildeten zwei Becken. Bei dem kleineren handelte es sich fraglos um die Kaltwasserwanne. An der hinteren Wand zeigte ein feines Mosaik die Geburt der Aphrodite aus dem Schaum des Meeres. Eine Nische mit Liegebereich in körpergerechter Form lud zum Verweilen ein; flankiert wurde sie von großen Wasserschalen. Darin schwammen unzählige frische Blütenblätter.

Ich ließ mich entkleiden und bestieg das große Becken mit angenehm temperiertem Wasser. »Warte vor der Tür, ich möchte nicht gestört werden«, wies ich Kassiopeia an.

Der Raum duftete angenehm nach Jasmin und Minze. Ich konzentrierte mich auf meinen Atem und legte den Kopf in den Nacken. Das nur spärlich eindringende Licht und das Gefühl, alles wegzuspülen – den Staub und Schmutz der Reise, das Salz auf meiner Haut, die Unruhe und Strapazen –, halfen mir, mich zu entspannen. Das Wasser umspielte meinen Hals und plätscherte leise, als ich meine Arme durch das warme Nass zog. Das Gefühl auf meiner Haut erinnerte mich an Marcus' Berührungen. Eine Welle der Sehnsucht floss durch mich hindurch, und einen Augenblick meinte ich, das Wasser im Becken kochte und verbrühte mich. Ich ermahnte mich zur Ruhe und tauchte

den Kopf unter Wasser. Als ich wieder an die Oberfläche kam, rauschte das verbliebene Wasser in meinen Ohren. In das leise Sausen und Knacken mischte sich ein fremdes Geräusch.

Ich hatte Kassiopeia befohlen achtzugeben. Freiwillig würde sie niemanden vorbeilassen, den ich nicht sehen wollte. Ich unterdrückte den Wunsch, nach ihr zu rufen, und lauschte. Kurz herrschte Stille, dann vernahm ich deutlich Schritte. Abrupt drehte ich den Kopf in Richtung Eingang, woher sie zu kommen schienen.

Marcus hatte den Raum betreten. Mein Herz schlug unwillkürlich noch schneller. Das diffuse Licht ließ seinen Körper in der knappen Sporttunika rötlich schimmern. Ich meinte, jeden Muskel springen zu sehen.

Mit zwei Handgriffen entledigte er sich seines Gewandes und stieg zu mir in das Becken. Dabei schien es, als wollte er durch keinen unbedachten Laut den Augenblick zerstören.

Selbst in dem Halbdunkel strahlten seine Augen hell wie Saphire und kontrastierten zu seinen kurz geschnittenen schwarzen Locken. Seine vollen Lippen hielt er leicht geöffnet; sie bebten vor Verlangen.

Trotz seiner offenkundigen Begierde berührte er nur zögerlich meine Schultern und zog mich behutsam in seine Arme. Ich schmiegte mich an ihn, und für eine Weile blieben wir in dieser Position. Dann suchten seine Lippen die meinen, unsere Zungenspitzen berührten sich. Hitze peitschte wie ein Lauffeuer durch meinen Körper. In einer unkontrollierten Geste presste ich mich an ihn und spürte seine Erregung.

Er stöhnte auf und drückte mich gegen die steinerne Wand des Beckens. Seine Hände suchten meine Brüste, seine Lippen glitten an meinem Hals entlang.

Ich stieß einen sehnächtigen Laut aus und schlang die Beine um seinen Körper.

Marcus fasste mich fest an den Hüften und drang mit einer kraftvollen Bewegung in mich ein.

Jäh wich die Sanftheit einer ungezügelter Leidenschaft. Rasend vor Verlangen, klammerten wir uns aneinander und versanken in der Flut unserer Ekstase. Die Welt um uns herum war vergessen. Nichts existierte außer uns beiden. Seine Lust trieb meine Begierde voran. Ich stöhnte laut und grub meine Nägel in seinen Rücken, erzitterte und biss in seine Schulter, um nicht aufzuschreien.

Marcus warf den Kopf in den Nacken und gab einen kehligen Ton von sich. Bestimmt zog er mich noch näher zu sich. Schnell und hart stieß er in mich, bis auch ihn die ersehnte Erfüllung erfasste.

Kurz hielt ich ihn noch mit meinen Beinen umschlungen, dann löste ich mich von ihm. Ich fühlte mich erschöpft, doch gleichermaßen unbändig fröhlich und leicht, als wäre eine schwere Last von mir genommen worden.

»Ich liebe dich, Delia«, flüsterte er mit rauher Stimme.

Zärtlich strich ich über seine Wange. »Wie sehr ich dich vermisst habe!«

Marcus atmete geräuschvoll ein und zog mich erneut in seine Arme, wobei seine Hände kühn, doch nicht mehr mit der zügellosen Wildheit von eben meinen Körper erforschten. »Oder hast du schon genug?«, raunte er.

»Die Sonne hat sich im Laufe unserer Umarmung nicht vom Platz bewegt. Ich könnte bestimmt –« Weiter kam ich nicht.

Marcus umfasste meinen Nacken und küsste mich abermals.

Meine Sinne reagierten. Wieder loderte das Feuer in mir auf, und ich wollte mich gerade dem Reigen der Lust

ergeben, als wir von einem eindringlichen Hüsteln gestört wurden.

Kassiopeia stand am Eingang und trat von einem Fuß auf den anderen. Die Unterbrechung war ihr sichtlich unangenehm. »Verzeih die Störung, Herrin, doch eine Sklavin des Hausherrn wollte zu dir.« Ihre Augen verengten sich. »Hercules und ich haben sie jedoch nicht eingelassen. Ich soll dir –«

»Wer ist Hercules?«, unterbrach ich sie.

Marcus antwortete anstelle meiner Sklavin: »Mein neuer Sklave. Ich habe ihn als Wache vor der Türe postiert.« Mit einem knappen Wink forderte er Kassiopeia auf weiterzusprechen.

»Ich soll dir ausrichten, dass das Abendmahl in Kürze serviert wird. Einige Persönlichkeiten Ostias werden ebenfalls anwesend sein.«

Marcus verdrehte die Augen. »Ich hätte es wissen müssen. Unser Gastgeber möchte mit dir angeben. Ich fürchte, es gibt kein Entrinnen.«

»Dann lass mich jetzt bitte los.« Ich warf einen bedeutsamen Blick auf seine Hände, die mich nach wie vor festhielten. »Ich muss mich fertig machen. Oder soll ich etwa so erscheinen?« Ich stellte mich auf die Zehenspitzen, sodass meine kleinen festen Brüste aus dem Wasser ragten.

Marcus stieß einen Laut aus, der alles zugleich war: Lachen, Stöhnen und Murren.

Als Kassiopeia mich am nächsten Morgen weckte, brauchte ich eine Weile, um zu gewahren, wo ich mich befand. Ich streckte mich und gähnte. Die Gesellschaft am vergangenen Abend hatte lange gedauert und war überraschend kurzweilig verlaufen. Der Duumvir hatte eine nur kleine Gruppe erlesener Gäste geladen, die